

Kartoffelschälen

Endlich hat sie den Stolleneingang gefunden, kein Hinweis, kein Schild. Er ist verrammelt, Holzbohlen, ein Gitter, das gelbe Schild: Zutritt verboten. Der Beton ist zwar überall abgeplatzt und mit Efeu überwuchert, aber der Tunnel sieht eigentlich noch ganz stabil aus. Nur von der Seite kann sie durch einen Spalt etwas erkennen. Ein Bild. Verwittert, voller Flecken und Risse. Zwei Männer: lila Kappen, mit einem Schlagbohrer im Felsen. Es sieht gar nicht mal so sehr nach Nazikunst aus.

Alles grün hier, und still. Vogelgezwitscher, Bienen, vom Kräutergarten hört man die Stimme einer Frau, vielleicht eine Führung. Ein kleines Paradies. Sie klettert am Tor vorbei, will näher an das Gemälde. Über dem Torbogen liegt gestapeltes Brennholz.

„Das ist Privatgelände!“, ruft jemand von einem Balkon.

Sie ist in einem Gärtchen gelandet. Ob der Mensch da oben weiß, was hier einmal war? Vor achtzig Jahren: Zwangsarbeiter aus Polen und Russland, Kriegsgefangene, Männer aus dem Zuchthaus. Hungrig, mit Todesangst.

Und jetzt: Zitronenmelisse. Ein Buddha. Ein Windspiel.

In dieser Idylle hört sie das Schweigen von Frau K.

Dabei redete sie sonst so gerne.

„Magsch mich nimmer? Ich bin doch die Frieda. Seit wann sagsch *Sie* zu mir?“ Sie hatte sie gefragt, wo sie das Kartoffelschälen gelernt hat.

Niemand konnte das so gut wie Frau K.

Nicht mit dem Sparschäler, nein - mit dem kleinen Messer. Schnell, mit dünnen Schalen.

Ruckzuck war die große Schüssel voll.

„Ich hab's müssen“, sagte sie.

Dann schwieg sie.

Sie hatte damals die Tochter von Frau K. interviewt. Biographiearbeit nennt man so etwas im Pflegeheim, um herausfinden, was für Frau K. wichtig war und vielleicht heute noch wichtig ist. Trotz Rollstuhl, trotz Dreibettzimmer. Die Daten lagen ja vor: geboren 1905, Witwe, Rentnerin, die letzte Adresse in der Damaschkestraße. Die war damals noch unsaniert, direkt an der Bahn, aber ohne Schallschutz. Das Klo auf der Treppe, geheizt wurde mit Holz oder Kohle.

Damals lebten dort keine reichen Leute. Heute auch nicht. Viel hat die Tochter nicht erzählt.

Dass die Mutter mit den vier Kindern lange Zeit alleine war, der Vater, Kommunist, verhaftet und verurteilt, die Tochter weiß bis heute nicht, weshalb genau, ob er Flugblätter verteilt hatte oder einfach mitverhaftet worden war. Die Mutter hat dann geputzt und der Bürgermeisterfamilie beim Haushalt geholfen. Die Mutter wollte nicht, dass man darüber spricht, damals nicht und deshalb will sie auch jetzt nicht so darüber viel reden.

Sie versucht sich das vorzustellen, vier Kinder, der jüngste gerade sechs, wie Frau K für fremde Leute putzen geht und die Angst immer mitgeht, um den Mann, um die älteste Tochter, die im Pflichtjahr ausgerechnet bei einer Nazifamilie den Haushalt macht. Sie ist der Liebling von Karl, ob sie wohl still bleibt und nicht widerspricht? Was würde er dazu sagen? Und der Mittlere? Soll mitmarschieren bei den Braunen. Sie traut sich nicht, ihm das alles zu schreiben. Sie weiß nicht mal, ob ihre Briefe ankommen, ob er sie lesen kann. Dass er die Familie so in Schwierigkeiten gebracht hat. Im Bergwerk soll er jetzt sein, draußen in St. Georgen, sie weiß aber nicht, wo er da ist. Noch vier Jahre im Zuchthaus und was dann? Kommt er frei? Oder kommt er „woanders“ hin? Man hört schlimme Dinge. Seine Freunde sind selber verhaftet, manche sind rüber nach Frankreich, die anderen halten still. Nur nicht auffallen. Und jetzt ist auch noch Krieg.

Von fern hört sie das Tuten der Regionalbahn. Unten bellt ein Hund auf dem Weg.

Wie fühlt sich das wohl an? Nicht mehr dazuzugehören, darauf angewiesen sein, dass Leute einem helfen, die einem früher nicht mal die Hand gegeben haben und mit denen man nichts zu tun hatte? Wenn man nicht mehr offen reden kann, sich verstellen muss?

Sie sieht sie noch immer vor sich: die vielen feinen Fältchen, die knotigen Hände, und nie ohne ihre Wolljacke, blau, handgestrickt, schon etwas ausgeleiert. Ohne die wurde sie sofort ungeduldig, fast herrisch.

Sprüche konnte sie auch:

Schmieren und Salben

hilft allenthalben,

hilft's nicht bei den Kärren,

hilft's bei den Herren.

Ein Ritual beim Zubettgehen für die schmerzenden Knochen.

Wenn sie anfang, unruhig mit dem Rollstuhl hin und her zu fahren, die Hände an den Rädern, den langen Gang rauf und runter, durch den Speisesaal, vor sich hin zu schimpfen, in die Küche hineinzuschauen: „Habt Ihr nichts zum Schaffen?“, stellte die Köchin Magda ihr die Kartoffeln hin.

Wie war das, als der Mann zurückkam? Die Lunge kaputt, der Rücken kaputt und das Innere auch kaputt? Er ist keine sechzig geworden. Und dann? Die Rente war minimal, so etwas wie die Mütterrente gab es noch lange nicht. Also weiterputzen und weiter Kartoffelschälen. Küchenhilfe war sie, erst im Hirschen, später im Markgrafen, sie wäre gerne in die Küche vom neugebauten Altenheim gegangen, da hätte sie abends frei gehabt, aber sie war ja nicht katholisch.

Sie versucht, ob sie das Gitter etwas zur Seite schieben kann, aber da ist nichts zu machen. Also noch ein Foto. Sie könnte auf dem Rückweg übern Friedhof gehen. Aber das Grab von Frau K gibt es schon lange nicht mehr. Sie winkt kurz zum Himmel hin.

„Mach net so ein Theater, Maidle!“

„Salut, Frau K.“